

Was Macht macht und wie die evangelische Kirche verletzliche Kirche werden kann

📖 Der Beitrag hinterfragt die gängige Annahme, dass der Verlust von Mitgliederzahlen und materiellen Ressourcen automatisch zum Machtverlust der evangelischen Kirche führt und argumentiert, dass die eigentliche Wirksamkeit einer Kirche nicht an ihrer quantitativen Größe gemessen werden sollte. Stattdessen plädiert er für eine verletzliche Kirche, die ihre Grenzen anerkennt, sich kritisch hinterfragt und sich komplexen Fragen stellt. Vor allem internationale Beispiele illustrieren, dass eine Kirche mit geringerer Reichweite durchaus wirksam sein kann, wenn sie die Wahrheit des Kreuzes im Leben offenbart und sich verletzlich macht.

🔑 Kirchenmacht; Verletzlichkeit; Machtkritik; Weltkirche

👤 **Dr. Heike Springhart** ist Landesbischöfin der Evangelischen Landeskirche in Baden und außerplanmäßige Professorin an der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg.

1. Zwischen Macht und Ohnmacht steht die Wirksamkeit

Die Frage, ob die evangelische Kirche (und die Kirchen überhaupt) nicht besorgniserregend viel Macht verlieren angesichts der zurückgehenden Mitgliederzahlen gehört zu fast jedem Interview, das ich als Landesbischöfin führe. Ich gestehe gern, dass mich die Frage zunehmend irritiert. Nicht, weil ich den zunehmenden Bedeutungsverlust der Kirche nicht sehen oder gar leugnen würde. Auch nicht, weil mir zurückgehende Ressourcen nicht auch Kopfzerbrechen machen würde. Das alles gehört zur Realität der Landeskirchen dazu.

Meine Irritation gründet in der dieser Frage zugrunde liegenden Annahme, dass es einen Gleichklang gäbe zwischen quantitativer Größe der Kirche, öffentlicher Resonanz, Bedeutung, Macht und Relevanz. Aus theologischen Gründen ist hier ein Fragezeichen zu setzen. Verbunden damit ist die Frage, worin die Relevanz, Bedeutung und Wirksamkeit der Kirche liegt. Ihre Macht ist es gewiss nicht. Im Gegenteil: Die evangelische Kirche wird auf Dauer ihre Relevanz dann



14 erweisen, wenn sie deutlicher darüber spricht und davon lebt, dass es nicht ihre Wahrheit ist und ihr Selbsterhalt, gar das permanente Drehen um sich selbst, das ihr Zentrum und Ziel bildet. (Ein solches könnte man ja theologisch durchaus als Ausdruck des *incurvatus in se ipsum* deuten, das zwar unvermeidlich, aber nicht erstrebenswert ist). Von der Reformation bis zur Barmer Theologischen Erklärung, von den Auseinandersetzungen zwischen Liberaler und Dialektischer Theologie, ja bis zu den Abgründen, die die ForuM-Studie aufgedeckt hat, ist deutlich: Wann immer die Kirche allzu sehr und allzu ungebrochen mit der Macht geliebäugelt hat, sich mit ihr gleichgemacht und die machterhaltenden Dynamiken gepflegt hat, hat das zu weitreichenden Krisen geführt, in deren Folge eine Neubesinnung auf den Grund der Kirche, der außerhalb ihrer selbst liegt, stattfand und stattfindet. Dies impliziert immer auch eine kritische (und damit selbstkritische) Infragestellung dessen, was theologisch gedacht, kirchenleitend gehandelt und im Glauben für wahr gehalten wird.

Die Alternative mit Blick auf die Bedeutung der Kirche liegt aus meiner Sicht nicht zwischen Macht und Ohnmacht, sondern in der Spannung von Wirksamkeit, Relevanz und der Zeugnisfunktion, die die Kirche mit Blick auf die Macht und die Ohnmacht Gottes hat. Stark ist die Kirche dann, wenn sie darum weiß, davon lebt und darüber redet, dass ihre Wahrheit und die Botschaft sich in der Lebendigkeit Gottes, der Menschwerdung in Jesus Christus und der Hoffnung auf die Überwindung dieser Welt durch das Reich Gottes gründen.

Wie stark und wirkmächtig solch eine Kirche sein kann, wird beim Blick über den (west-)deutschen Tellerrand deutlich. Ob das die evangelische Kirche im rumänischen Siebenbürgen ist, die evangelische Kirche in Argentinien am Rio de la Plata (IERP) oder die evangelisch-lutherische Kirche in Jordanien und dem Heiligen Land (ELCJHL) – in Gesprächen mit den Vertreter*innen dieser Kirchen, die zahlenmäßig verschwindend geringen Anteil an der Gesamtbevölkerung ihrer Länder haben, begegnet durchweg eine hoffnungsstiftende Kraft, die lebendiger Ausdruck dessen ist, was Kraft, die in der Schwachheit mächtig ist, bedeuten kann.

Exemplarisch ist für mich die Antwort des siebenbürgischen Dekans von Schäßburg, Bruno Fröhlich, auf die Frage, wie er in der immer weiter schrumpfenden Kirche noch hoffnungsvoll in die Zukunft geht: „Natürlich wissen wir nicht, wie die Zukunft aussieht. Aber das wussten wir als Christ*innen doch noch nie und irgendwie doch auch immer. Ich glaube daran, dass Gott die Kirche hält – auch wenn sie sich verändert. Sonst würde ich hier nicht stehen.“

Noch deutlicher ist das mit Blick auf die Evangelische Kirche am Rio de la Plata in Argentinien. In einer Situation rapider Inflation und in politisch bedrückenden Verhältnissen unter einem Staatspräsidenten, der alles daransetzt, die Erinnerungskultur zu zerstören, gibt es dort Räume für mehrsprachige Bildung in den Kindergärten und Schulen für das indigene Volk der Guarani. Es gibt diakonische Projekte, die etwas gegen die Zerstörung der Regenwälder und

die Monokulturen setzen und es gibt kraftvolle Bildungsarbeit, die neue Wege geht, damit auch künftig theologisch sprachfähige Menschen Pfarrer*innen in der IERP sind. Die IERP ist als sehr kleine Kirche auch deswegen starke Kirche, weil sie selbstbewusst die gesellschaftliche Stimme erhebt und in den zahlreichen kirchlichen und diakonischen Projekten mit nationalen und internationalen Partnern Glaube für die Welt konkret werden lässt.

Und in der ELCJHL schaffen arabische Protestant*innen durch die Arbeit ihres Gender Justice Ministry einen Raum für die Rechte von Frauen in einer Gesellschaft, in der die Gleichberechtigung von Frauen und Männern noch weit am Anfang steht.

Mächtig sind diese Kirchen im engeren Sinne nicht, ohnmächtig aber auch nicht – sondern sehr wohl wirkmächtig.

2. Heilsame Entmachtung – zwischen Machtkritik und verantwortlicher Gestaltung in Machtverhältnissen

Aus kirchenleitender Perspektive habe ich es immer mit der doppelten Perspektive zu tun: Auf der einen Seite der Pole ist ein realistischer, ehrlicher und nüchterner Blick notwendig. Er richtet sich auf die konkrete Ausgestaltung von kirchlicher Arbeit und bewegt die Frage, wo die Pferde möglicherweise tot sind, die wir reiten oder jedenfalls schlecht gepflegt. Zu diesem Pol gehört auch die Aufmerksamkeit dorthin, wo neue Initiativen blühen.

Auf der anderen Seite bedarf es der immer wieder zu betonenden Grundhaltung, dass bei aller Professionalität, bei aller an Nachhaltigkeit orientierten Planung und in allen Optimierungsprozessen nicht wir es sind, die die Kirche retten, erhalten und in die Zukunft führen. Das darf nicht zu theologischem Eskapismus führen, muss aber den Blick dafür offenhalten, in welchem spezifischen theologischen und geistlichen Rahmen sich Kirche bewegt und lebt. Damit geht eine heilsame Entmachtung oder jedenfalls Relativierung von letzter Macht einher. Zugleich ist so der immer wieder nötige Blick dafür geschärft, wo Macht sich absolut zu setzen droht, weil die Träger*innen sie unverantwortlich ausüben oder die Strukturen, die sie begrenzen, nicht ernstgenommen werden. In der evangelischen Kultur scheint mir die Verleugnung von Macht das vorrangige Problem zu sein. Da Macht negativ konnotiert ist, wird sie auch da, wo sie faktisch besteht – sei es in klar benennbaren Hierarchien und Strukturen, sei es in Verantwortlichkeiten oder in Deutungsmacht – zu häufig nicht thematisiert. Dies bereitet dem Missbrauch von Macht aus meiner Sicht den Weg und führt zu einer spezifisch protestantischen Blindheit auf diesem Auge.

Immer muss es jedoch darum gehen, differenziert und mit einem hohen Maß an Selbstreflexion (als Individuum sowie als Institution) mit der faktischen Macht transparent und verantwortlich umzugehen und sie verantwortet ein-



16 zusetzen. Dabei darf weder individuelle noch institutionelle Relevanz an die schiere Ausübung von Macht oder die Wahrnehmung einer machtvollen Position in den gesellschaftlichen Debatten gekoppelt werden.

3. Gegen die Alternative von Macht und Ohnmacht: verletzte Kirche werden

Die Glaubwürdigkeit und die Stärke der Kirchen haben ihren Grund darin, dass sie die Komplexitäten des Lebens realistisch und klar benennt, sensibel ist für die Verletzlichkeit des Lebens und der Kirche als Leib Christi und einen Raum bereitstellt, in dem auch diese Erfahrungen aufgehoben sind. So wird relevant, dass das Reden und Handeln der Kirche auf den Hoffnungshorizont des Reiches Gottes hin ausgerichtet sind.

Ob in der Debatte um assistierten Suizid, ob im Blick auf den Umgang mit sexualisierter Gewalt in der Kirche, in der Friedensfrage oder im Blick auf den Umgang mit Krankheit – die Kirche ist glaubwürdig und stark, weil und wenn sie aus theologischen Gründen die Komplexitäten des Lebens realistisch und klar benennt und wenn sie insbesondere dort hinsieht und dorthin geht, wo es weh tut und wo sonst eher weggesehen wird. Dazu gehört die Bereitschaft zum zweiten Blick. Die Vielfalt der biblischen Stimmen zwischen dem himmelschreienden Leid in den Worten der Klagepsalmen und der Verheißung der Heilung aller Wunden durch die Wunden des Messias umschreibt den Bogen, in den der Umgang mit den Wunden dieser Welt und ihrer Menschen eingeschrieben ist (Psalm 147,3; Jes 53,3–5).

Das Ringen um die mit den komplexen ethischen Diskursen verbundenen Fragen ist geprägt von der Skepsis gegen festgezurte, beharrende und vollmundige Wahrheitsansprüche, die dem Christentum vom Skandal des Kreuzes aus eingeschrieben ist. Orientiert am Geist Christi öffnet die Kirche in ihrem Reden und Handeln die Augen und Herzen für die Zwischentöne und wird so ermutigend und selbstbewusst bestehen für das, was sie trägt und was sie bezeugt.

Die Kirche als Leib Christi ist sein verletzlicher Leib, für den das gilt, was Paulus über den menschlichen Leib sagt (2 Kor 4,10): *Wir tragen allezeit das Sterben Jesu an unserm Leibe, auf dass auch das Leben Jesu an unserm Leib offenbar werde.* Wir haben den Schatz des Evangeliums in zerbrechlichen Gefäßen. Das lässt sich auf die Kirche übertragen. Die Kirche ist verletzlich, schon immer – nicht erst seit den verschärften Infragestellungen.

In Jesus Christus macht Gott sich für die Welt und die Menschen berührbar, geht in sie ein und transformiert sie durch die Kraft der Auferstehung. An Kreuz und Auferstehung Christi wird die transformative Kraft der Verletzlichkeit offenbar.



Im Kreuzestod Christi ist der Same für die Auferweckung des Gekreuzigten gelegt. Verletzlich zu sein bedeutet, affizierbar und berührbar zu sein. Das gilt für Christus, den Menschen und die Kirche. Die konstitutive Offenheit und Berührbarkeit für das, was von außen auf Christus, den Menschen und die Kirche zukommt, machen Resonanz, Lernen, Vertrauen, Kommunikation, Glaube und Liebe möglich. An Karfreitag und Ostern, an Kreuz und Auferstehung Christi wird deutlich: in der Verletzlichkeit liegt eine verwandelnde Kraft. Sie ist die fundamentale Offenheit für das, was uns widerfährt: Liebe und Vertrauen, Krankheit und Gewalt, aber auch die Erfahrung der Beziehung zu Gott.

Diese fundamentale Offenheit ist die Voraussetzung dafür, dass wir als Kirche offen sind für das, was uns von Seiten der Gesellschaft und der Sozialräume, in denen die Kirche existiert und wirkt, entgegenkommt, und für den auch die Kirche verändernden Geist Gottes. Wir sind als Kirchen dann stark, wenn wir uns weder als Institution noch als Organisation abschließen gegen die, die mit uns ins Gespräch gehen wollen.

Verletzte Kirche zu sein bedeutet auch, den offenen Streit und Konflikte nicht zu scheuen. Es bedeutet erst recht, sich auch mit unpopulären Positionen hörbar zu machen, wenn sie dazu dienen, der Menschlichkeit Raum und den Machtlosen und Ohnmächtigen eine Stimme zu geben.

Verletzte Kirche zu sein bedeutet auch, auszuhalten, dass es etliche Menschen gibt, die weder etwas für noch etwas gegen die Kirche haben und es bedeutet, mit den Leisen und den Lauten auszuhandeln, wo die Kraft in dieser Verletzlichkeit liegt. Wir müssen offen und ansprechbar bleiben und uns ehrlich in Frage stellen lassen. Verletzte Kirche zu sein bedeutet damit auch die Demut, von denen zu lernen, die nicht unser Sprachspiel spielen und die die Institution in ihren Abläufen heilsam unterbrechen – durch kritische Fragen zur rechten Zeit, durch konstruktive und kreative Impulse und durch den Blick auf ungewohnte Wege.

Verletzte Kirche zu sein bedeutet, dass die Kirche darum weiß und daraus lebt, dass ihr das Wesentliche und ihre Zukunft von Gott her zuwächst und dass sie zugleich mit Geistesgegenwart die Wege in die Zukunft der Organisation und Institution Kirche gestalten kann – mit der Kraft, die in der Schwachheit mächtig ist.